



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 52.

Wiesbaden, den 26. September 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Niedervalluf und Frauenstein“, von Hofrat Dr. C. Spielmann, Wiesbaden. — „Unser Niederläufer“, eine wahre Geschichte. — „Adolf Oberländer.“ Zu seinem 70. Geburtstag. Von G. Goldmann. — „Berse.“ — „Sein Rat“, Erzählung von E. Rüst. — „Die Hühner von S...“, Erlebnis eines Feldgrauen. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Lustige Gede“.

Zum Geleite.

Gedenke des alten Sprichworts: „Wenn du einen Krieg ohne Glück führen willst, kämpfe gegen Deutsche!“ Ich erinnere dich nicht deshalb daran, weil ich Deutschland für völlig unbeflegbar hielt; aber ich habe von noch niemand erfahren, dem ein Sieg über die Deutschen Glück gebracht hätte.

Niedervalluf und Frauenstein.

Von Dr. C. Spielmann-Wiesbaden.

Goethe hat auf seiner Rheinreise von Niedervalluf gesagt, „es sei schön, aber gefährlich, wie auf einer Landzunge gelegen.“ Er hat, was beides, die Gefährlichkeit besonders, angeht, nicht unrecht. Oberhalb des Ortes, nach Schierstein zu, bildet der Rhein eine seeähnliche Einbuchtung, und bei Hochwasser wälzt sich die ganze Wassermasse gegen das Fühn in den Strom eingebaute Dörferchen. Bei der letzten Ueberschwemmung von 1882 standen nicht weniger als 43 Hofreiten ganz unter Wasser und mußten ebensoviel Gebäude ausgebeßert werden; im ganzen wurde ein Schaden von 4000 Mark verursacht. Von allen Orten des Rheingaus war nach Ridesheim Walluf der am schwersten betroffene. Was die empörten Wogen nicht zerstörten, trieben sie fort, die Aecker und Fluren veränderten sie. Der große deutsche Dichter hat also richtig geurteilt.

Dennoch ist das fröhliche und fleißige Völkchen am Rheine unverdrossen bei der Arbeit. Die Niedervallufer sind zum großen Teil Schiffszimmerleute oder Winzer. Namentlich in der Schiffszimmerei sind sie bewandert und am flachen Rheinufer kann man alljährlich eine Anzahl Nachen oder größere Rheinfahrzeuge liegen sehen und das Gepöche der Aegte und Hämmer noch ebenso vernehmen wie zu Goethes Zeiten. Die Weinberge ziehen sich im Tale der Waldaffa, die bei Niedervalluf mündet, hinauf.

Das Dorf, das erste im mainzischen Rheingau, ist von seiner ursprünglichen Stelle gewandert. Das Walluf, das 770, also zur Zeit Karls des Großen, genannt wird und sich das älteste bekannte Dorf der Umgegend nennen kann, lag am linken Ufer des Baches, wo auch die älteste Kirche stand, von der noch kürzlich Reste vorhanden waren. Beinahe oder vielleicht gerade tausend Jahre erfreute es sich so seines Daseins, da kam der Große Krieg, der über Sein und Nichtsein so mancher deutschen Stadt und Ortschaft entschieden hat. Als im Jahre 1631 die fremden Völker, Spanier und Schweden, sich so erbittert um den Besitz des Rheingaus

rausten, wobei die letzteren Sieger blieben, ging auch Walluf in Flammen auf und blieb Jahre hindurch eine öde Trümmerstätte. Als die Bewohner sich dann wieder zusammalfanden, ließen sie sich nicht mehr auf der Stelle des Grauens nieder, sondern wählten den Platz rechts vom Bache; erst neuerdings wurden auch auf der anderen Seite wieder Siedelungen errichtet. Schöne Landhäuser umgeben den Ort auf beiden Seiten, rheinauf und rheinab, und eine Anzahl Ziergärtnerien hilft gleichfalls die Umgebung verschönern.

Eine Eigentümlichkeit noch bestand zu Niedervalluf in alter Zeit. Ein frommer Kaiser hatte der Abtei Cornelimünster bei Aachen seinen Eigenbesitz von der Waldaffa bis zur Schiersteiner Mark, etwa eine Stunde landeinwärts reichend, geschenkt und diesem Gebiete freie Verwaltung zugesprochen. Die Abtei verkaufte dieses später, und es waren von 1310 bis 1678 die Ritter von Kindau Herren des Zentgerichtes, das die Orte Niedervalluf, Neudorf, Rode und Glimmenthal (letzterer bei Neudorf, aber ausgegangen) umfaßte. Unter der großen Linde, links von der Waldaffa, saß der Schultheiß oder Freigraf mit sieben Schöffen um den Steintisch zu Gericht und entschied die Klage der Dörfler im Namen des Kaisers und des Herrn von Kindau, der sein Stammhaus auf dem Kindenthaler Hof, nördlich von Wiesbaden, hatte. Der Große Krieg machte aber der gerichtlichen Selbständigkeit ein Ende, und Mainz fügte das Gebiet seinem Rheingau zu, nachdem es die Oberhoheit darüber Nassau abgetrotzt hatte.

Die Waldaffa, von der so vielfach schon die Rede war, hat ihre Bedeutung; sie bildete seit ältester Zeit die Grenze zwischen Königsondergau und Rheingau und später zwischen nassauischem und mainzischem Gebiete. Hoch droben im Gebirge, feitlich der Hohen Wurzel, entspringt sie und läuft durch die schluchtartige Schlangengader Senke, um dann beim Kloster Tiefenthal die Nebengelände im frei-

teren Tale zu begrüßen. Waldaffa bedeutet Waldbach; aus dem Namen ist Walluf entstanden. Außer Niederwalluf gibt es noch ein Oberwalluf, das auf der rechten Seite des Baches, diesen aufwärts, liegt, in der Geschichte aber erst viel später als sein Geschwister erwähnt wird.

Rheingau-Weingau, das reimt sich. Unzählige Reime und Gedichte, Lobpreisungen in allerlei Zungen sind dem Rheingau schon geworden.

„Land, von dem die Sagen melden,
Deren Lied so hoch man preist,
Daß ein Saum von licht'ren Welten
Du, kein Teil der Erde seist;
Daß man Dich vom Himmel tauen
Sah, ein gottgeschenktes Reich,
Und des Paradieses Auen
Dir an Anmut nimmer gleich.
Land, von dessen Wonnesluren
Kaum das Lied wie Nachhall klingt
Und nur ferne, leise Spuren
Deiner wahren Schönheit singt:
Wenn von Dir die alte Kunde
Solchen Wunderruhm erhob,
Brauchst Du dann aus Sängers Munde
Nur noch eine Silbe Lob?“

H. Penninger.

So fragt der nassauische Dichter. Nein, er braucht kein Lob, der Rheingau; er lobt sich selbst, er sagt und singt von sich selbst. Der Silberstrom des Rheins, die freundlichen Dörfer und Städte, die klingenden Kirchenglocken, die Rebenhügel und die alten und neuen Schlösser und Burgen, das fröhliche Geschlecht, alles das ist ein lebendiges Gedicht, ein Singen und Klingen aus sich selber. Und wenn der Kulturhistoriker Riehl, ein entarteter Sohn Nassaus, in seinem vielgelesenen Buche „Land und Leute“ die Rheingauer ein degeneriertes Geschlecht nennt, dann protestieren die Rheingauer nicht etwa entrüstet, sondern lachen einfach den Worten ins Gesicht: „O pauvre prophète!“

Der Fremde selbst versteht unter Rheingau die Strecke von Kassel bis Rüdelsheim; im alten Reiche aber benannte man damit diejenige von der Waldaffa bis zur Wisper, von Niederwalluf bis Korchhausen. Ursprünglich hat der Rheingau unter königlichen Gaugrafen gestanden, die Gericht und Verwaltung ausübten und den Heerbann führten. Doch traten die sächsischen Kaiser seit 950 die Oberhoheit den mainzischen Erzbischöfen ab, die allmählich den Rheingrafen die weltlichen Rechte zu entwenden und sie an ihren Beamten, den Statthalter oder Vizdum (Vicedominus), der zu Elfeld saß, zu übertragen wußten. Um 1280 waren die Erzbischöfe unumsrittene Herren des Rheingaus.

Gegen Norden war der Gau geschützt durch die unergündlichen Wälder des Kammerforstes, die Jagdgebiete des geistlichen Oberhirten, außerdem durch die eigenartige Verschanzung des sogenannten Gebüds, das von Oberwalluf aus über Tiefenthal und von da über die Berge nach dem Weißen Turm, von dort nach Korchhausen lief. Mit dem Gebüde hatte es folgende Bewandnis: Die in jener Richtung stehenden Bäume wurden nämlich in einer gewissen Höhe geköpft, die neuen Ausschläge in die Erde gesteckt und deren Schößlinge wieder ineinander verschlungen, so daß eine undurchdringliche Dickwand entstand. Der „Badofen“ zwischen Niederwalluf und Tiefenthal, eine feste von sechzehn durch eine Mauer miteinander verbundenen Türmen, und die Anlage beim Weißen Turm ähnlicher Art bildeten die befestigten Hauptpunkte der Grenzwehr. Wer diese durchbrach, ja, wer nur einen Zweig davon beschädigte, wurde mit dem Tode bestraft. Kein Rheingauer wagte Hand an das Heiligtum zu legen.

Zwischen diesem Gebüde und dem Rhein hauste eine freie Bauernschaft; „Rheingauer Luft macht frei“, ließ man das Sprichwort sagen. Während rund umher der altgermanische Freibauernstand zu Hörigen und Leibeigenen herabgedrückt wurde, erhielten die Rheingauer sich bei ihren Rechten. Dreimal im Jahre hielten sie ihre Volksversammlung (Gauding), erst auf der Lützelau bei Winkel,

dann bei Elfeld ab in Anwesenheit des Vizdums und seiner Leute. Aber der Vizdum führte nur den Vorsitz und durfte weder in die Gerichts-, noch in die Verwaltungsangelegenheiten sich einmischen. Ebenso mußte jeder neue Erzbischof in Person auf dem Gauding erscheinen, die Huldigung einholen und die Rechte der Rheingauer feierlich beschwören. Der Vizdum aber mußte dabei geloben, „die Rechte und Freiheiten der Rheingauer noch auf den Knien kämpfend zu verteidigen.“

Freiheitsliebend, waffentüchtig, fleißig und weinfroh, hielten aber auch ihrerseits die Rheingauer zu ihrem Erzbischofe. Doch der Versuch, im Bauernkriege von 1525 die geistlichen Hoheitsrechte fast zu beseitigen, kostete ihnen die Freiheit gänzlich. Sie wurden nun hörig wie die anderen. Das brach ihre Kraft und so konnte im Großen Kriege 1631 Bernhard von Weimar mit seinen Schweden das sechshundert Jahre unbezwungene und unbeschädigte Gebüde durchbrechen, konnten 1689 und 1793 die räuberischen Franzosenscharen dem Rheingau jedesmal für längere Zeit seine Blüte nehmen.

Wandern wir nun von Niederwalluf auf der Landstraße nach Schierstein zu und biegen dann nach einer kurzen Strecke links ab, so gelangen wir ins Groroder Tal. Vorher bemerken wir die Mündung der Rheingauer Straße, einer uralten Heer- und Handelsstraße, die von der Höhe der Eisernen Hand, eines Passes im Hochgebirge, über das Chausseehaus und den Grauen Stein immerzu durch Wald herabkommt. Links auf der Höhe erscheint dann der Armader Hof, wo die Ritter von Lindau 1517 eine Kapelle errichteten, der Nürnberger Hof rechts und im Tale der Groroder Hof. Ueber diesen gelangen wir ins Frauensteiner Tal, das rings von Bergen umschlossen ist. Frauenstein, um 1200 zuerst genannt, zeugte ein Rittergeschlecht, das von 1251 bis 1318 die Erbmarshallwürde des Erzbistums Mainz inne hatte. Stolz darauf, erbaute es sich die Burg auf dem Quarzfelsen, der heute noch die Reste trägt. Der eigentümliche Quarzrücken läuft mit Unterbrechungen vom Spitzen Stein — dessen charakteristischer Teil leider beim Bau des Aussichtsturmes entfernt wurde — durchs Frauensteiner Tal hinüber nach dem Walde, wo er die mächtigen grotesken Gruppen der Koppel und des Grauen Steins bildet, bis zur Hohen Wurzel. Der Zug ist ein Zeuge der rumorenden Tätigkeit in unserem Erdinnern, wie solche vor Zeiten hier bestand; ihn hat Pluto herzhastiglich aus der Tiefe in die Höhe gedrückt.

Die Sehenswürdigkeit Frauensteins, welches nach dem Aussterben des Geschlechtes das Mainzer Erzbistum ohne weiteres an sich nahm, ist die vielhundertjährige Linde, deren Aeste Bäume an sich sind. Simrock meint, wenn man Bretter darüber lege, würde sich die Ratsversammlung der Frauensteiner von selbst in ein Ober- und Unterhaus abteilen. Sie heißt die Blutlinde.

„Die Sage“ hält in ihrer Hut
Den Baum schon graue Zeiten.
Denn ob der Furcht, es möchte Blut
Aus ihren Zweigen gleiten,
Wird, seit der Frühling ihn belaubt,
Kein Aestchen ihm, kein Blatt geraubt.“

Die Sage erzählt: Einst kam ein junger Ritter mit einem Edelfräulein, beide müde und erschöpft, in des Dorfes Herberge. Sie erquideten sich an Speise und Trank, aber kaum, daß sie aufbrechen wollten, wurden sie von den Mannen des Ritters von Frauenstein überfallen, der den Jüngling als Räuber seiner Nichte ins Burgverließ zu werfen befaß. Am anderen Morgen fand man ihn ermordet vor der Burg. Die unglückliche Braut nahm den Nonnenschleier, vorher aber pflanzte sie am Ort der Mordtat eine Linde, die, vom Blute des Geliebten gedüngt, bald zu einem mächtigen Baume erwuchs.

Eine wehmütige Sage, deren Eindruck wir durch den Genuß eines guten Frauensteiner Schoppens einigermaßen entkräften. Das deutsche Gemüt liebt es, in die Freude Leid und ins Leid Freude blitzartig hineinstrahlen zu lassen. Wie Regen und Sonnenschein wechseln auch beide oft mit-

einander ab. Singen doch die Burschen bei der Rückkehr vom Begräbnis eines lieben Kommilitonen ihr Gaudeamus lignum, das selbst wieder in sich das Leid- und Freudvolle bunt gemischt enthält.

Der Frauensteiner Wein hat Ähnlichkeit mit dem Rauenthaler, und draußen in der weiten Welt möchte ich lieber einen urwüchsigen Frauensteiner für Rauenthaler trinken, als einen gepantschten oder geschmierten, der jenem berühmten Weinorte entflammen soll.

Seit wann bestehen die Frauensteiner und die Rheingauer Weinberge überhaupt? taucht uns da die Frage auf. Gewiß haben die Römer schon die Rebe am Rhein gepflegt; wahrscheinlich dann die fränkischen Merowinger den Weinbau fortgesetzt, unzweifelhaft hat ihn Karl der Große verbessert und ausgedehnt. Bald nachher, mit dem zehnten Jahrhundert, nahm er seinen Aufschwung; im elften stand er besonders zu Rudesheim in hoher Blüte, seit dem zwölften brachten ihn die Benediktiner zu Johannisberg und die Zisterzienser zu Eberbach zu schönster Entfaltung, und er wurde auch unter der Bauernschaft verbreitet. Der Aufstand von 1525, der Große Krieg und die Revolutionskriege, jeder mit seinen Folgen, fügte ihm viel Schaden zu. Erst die nassauische Zeit brachte wieder Ruhe und Aufschwung, zugleich auch Umschwung, indem an die Stelle des früher meist geübten Engrosverkaufs (Kellerverkauf) die Versteigerungen nach Gebinden traten. Das ist praktisch und einträglich und hat zur Hebung der Wohlhabenheit der Rheingauer besonders beigetragen.



Unser Ueberläufer.

Eine wahre Geschichte.

Es ist schon einige Wochen her, als es plötzlich nachts in unserm Schützengraben große Aufregung gab. Viele Stimmen klangen durcheinander, am meisten konnte man das Wort „Franzose“ vernehmen. Aus dem Schlafe aufgeschreckt, eilten wir aus unseren Unterständen hinaus in den Graben, durch den einer unserer Vorkämpfer gerade einen Franzosen begleitete. Streichhölzer flammten auf, Taschenlampen wurden angeknüpft, so daß wir den anscheinend Gefangenen genommen bewundern konnten. Der Vorkämpfer brachte den Franzmann zum Kompanieführer, zu dem sofort die Herren Leutnants eilten.

Von dem Vorkämpfer, der inzwischen aus dem Unterstand des Hauptmanns heraustraten war, erfuhren wir, daß der Franzose plötzlich vor ihm aufgetaucht sei, gerufen habe: „Nix scheien, Kamerad!“ und ihm verständlich gemacht habe, er wolle sich gefangen geben.

Unser Hauptmann begann nun den Ueberläufer auszufragen. Doch dieser behauptete hartnäckig, auf keine Frage eine Antwort zu wissen. Er wollte weder die Abschnitte der einzelnen Kompanien seines Regiments noch die Nummern der Nachbar-Regimenter kennen, noch wollte er überhaupt eine Ahnung haben, wo die französischen Batterien stünden. Er erzählte, er sei erst kürzlich eingezogen worden, habe sich bis vor wenigen Tagen im Lager von Châlons befunden und sei sodann zum Regiment gekommen.

Befragt, warum er übergelaufen sei, erklärte er ganz entschieden, er wäre kein Ueberläufer. Schon lange habe er alle möglichen Krankheiten gehabt; trotzdem sei er aber ins Meer geschickt worden. Diese Nacht bei den Schanzarbeiten hätten ihn seine Kameraden geschlagen, weil er nach ihrer Ansicht nicht aemua arbeitete. Er könne doch aber nicht. Er habe zum Oberst gehen wollen, um sich dort über diese Behandlung zu beschweren und um sich krank zu melden, sei aber in der Nacht abgeheert und habe plötzlich vor den deutschen Posten gestanden.

Unser Hauptmann sagte ihm auf den Kopf zu, daß diese Erzählung ein Märchen sei, denn ein Verlaufen ist ausgeschlossen, da auch die französischen Schützengräben ununterbrochen fortlaufen. Außerdem hatte der Franzose eine derartige schmutzige und hartmitgenommene Uniform an, wie man sie nur bekommt, wenn man schon viele Wochen im Schützengraben weilt. Der graue Ueberzug, den die Franzosen jetzt über den roten Dosen tragen, starrte von Lehm- und Kalkbrei; man hätte ihn ruhig in eine Ecke stellen können, er wäre nicht umgefallen. Aber elend, matt und krank war der Franzmann,

das sah man auf den ersten Blick. Alle Vorhaltungen unseres Hauptmanns waren fruchtlos: der Ueberläufer blieb bei seinen Aussagen.

Da unser Hauptmann nichts erfahren konnte, befahl er zwei Ordnonnzen, die den Franzosen zum Bataillonsführer bringen sollten. Noch in der Nacht ging es durch die Schützengräben nach rückwärts.

Von den beiden Ordnonnzen erfuhren wir am andern Tag, daß sich der Major die größte Mühe gegeben habe, etwas von dem Ueberläufer zu erfahren. Umsonst. Er blieb bei seinen Aussagen.

Vom Major aus brachten die Ordnonnzen unsern Ueberläufer zum Regimentsführer. Beim Oberst gab es denselben Auftritt zum drittenmal, wie die Ordnonnzen berichteten. Auch hier war alles Bureben umsonst: unentwegt blieb der Franzose bei seinen Aussagen. Um ihn freundlicher zu stimmen, bot ihm der Oberst Zigaretten an, nach denen er hastig griff. Da er wurde sogar antraulich und setzte sich — aller Disziplin zum Trost — an den Tisch des Regimentsführers.

Aber auch die Zigaretten versingen nicht, sodaß sich der Oberst genötigt sah, den Franzosen weiter zum Brigadegeneral zu schaffen. Leider wurden dazu andere Ordnonnzen befohlen.

Es ist jedoch anzunehmen, daß der Ueberläufer nicht zum Verräter wurde. Heute wird er wohl froh und munter in einem deutschen Gefangenenlager weilen.

Aber ein Ueberläufer war er sicherlich. Wahrscheinlich hatte er auf Posten gestanden, seine Waffen und Munition irgendwo versteckt oder vergraben, und war herangekommen.

Einige Tage später wurde der Vorfall in einem Regimentsbefehl erwähnt. Darin hieß es, daß der Franzose, trotzdem er ein ganz gewöhnlicher Ueberläufer gewesen sei, doch nicht zum Verräter an seinem Vaterlande geworden wäre, so daß man ihm eine gewisse Achtung nicht verlagen könne. Er solle denjenigen, die das Unglück hätten, einmal in französische Gefangenschaft zu geraten, als Muster dienen.



Adolf Oberländer.

Zu seinem 70. Geburtstag von G. Koldeman z.

Der Maler, Bilderhumorist und Menschenkenner Adolf Oberländer in München vollendet am 1. Oktober sein 70. Lebensjahr. Seit mehr als fünfzig Jahren ist der Name dieses Künstlers mit den Münchener „fliegenden Blättern“ innig verknüpft. Viele treffliche Künstler haben an dieser für die Entwicklung der deutschen Kunst so wichtigen Zeitschrift gewirkt, aber keiner ist von ihnen so populär geworden, wie Meister Oberländer. Nicht nur die große Gemeinde derer, die nur lachen wollen, sollte ihm über ein halbes Jahrhundert Beifall, auch die Kunstkenner stehen noch heute im Bann seiner unvergleichlichen Meisterschaft. Gemeinschaftlich mit Wilhelm Busch hat er eine neue Ära der humoristischen deutschen Bilderkunst eingeleitet. Im Jahre 1863 erschien der erste Beitrag Oberländers in den „fliegenden Blättern“ und deren Leiter, Kaspar Braun, fesselte in sicherem Kunstinstinkt den jungen Künstler an sein Blatt.

Adolf Oberländer ist 1845 in Regensburg als Sohn eines Organisten geboren, der bald nach der Geburt seines Sohnes an das Konservatorium für Musik in München berufen wurde. Der junge Oberländer wurde im Kreise seiner Familie selbst ein guter Musiker, sein Vater schickte ihn nach beendeter Schulzeit auf eine Handelsschule, doch der Jüngling fühlte sich mehr zur Kunst als zum Kaufmannsberuf hingezogen und setzte es durch, von 1861 an die Akademie zu besuchen. Wenn er auch bereits nach kurzer Zeit Mitarbeiter der „fliegenden Blätter“ wurde, so hatte er doch anfangs durchaus nicht die Absicht, ein Karikaturenzeichner zu werden. Er erhielt für eine biblische Komposition einen Preis und wurde von Piloty in seine Schule aufgenommen. Der stellte ihm die Aufgabe, einen „Hegenprozeß“ zu malen, den Oberländer, sehr abweichend von dem in der Pilotyschule üblichen Historienstil, sehr lebenswahr und bewegt darstellte. Aber eines schönen Tages verließ Oberländer die Akademie mit ihren Gliederpuppen, ging nach Hause und malte Genrebilder kleinen Formats.

Doch diese kleinen Bildchen verloren sich auf den Münchener Ausstellungen neben den großen Formaten der anspruchsvolleren Kollegen. Er fand in seiner scharfen Selbstkritik keine Freude mehr an dem Malen und beschränkte sich bald ganz auf das Zeichnen. Doch hierbei gab es für ihn einen neuen Kampf. Die bösen Holzschneider „werteten“ seine auf den Holzstod gezeichneten Zeichnungen in eigenwilliger Handwerkermanier um, so daß Oberländer verzweifelt ein Pseudonym unter seine so entstellten Arbeiten in den „fliegenden Blättern“ setzte. Erst das photographische Uebersetzungsverfahren schuf hier Besserung, und die Welt konnte nun den „wahren Oberländer“ studieren. So entstand die lange Reihe der köstlichen Zeichnungen aus den verschiedensten Stoffgebieten, deren in den weit verbreiteten Oberländeralben gesammelte Auslese ein prächtiger künstlerischer Hausschatz ist. In diesen Sammlungen üben die Arbeiten des Meisters, von dem störenden Vielerlei der Wochenschrift befreit, noch eine viel tiefere Wirkung aus. Der Kunstgelehrte Bayersdorfer hat Oberländers Kunst mit Recht eine „scherzhafteste Physiognomie“ genannt. Die Figuren des Künstlers besitzen Leben und nur vereinzelt sind sie ins Groteske verzerrt. Oft gibt er naturalistische Bilder der Wirklichkeit. So in dem köstlichen Blatt „Hausrecht“, wo der Mann sich vorsichtiger Weise unter dem Tische verkrochen hat, und die schon ältliche Gattin ihn mit dem Feuerhaken in der Hand zum Herauskommen auffordert. Viele seiner humorvollen Schöpfungen stehen unvergänglich im Gedächtnis des deutschen Volkes. Fabelhaft ist der menschliche Gesichtsausdruck in den wilden Tieren des „Viehmarktes von Timbuktü“. Das urkomische mit breitem Maul grinsende Nilpferd steht neben dem Löwen in seiner theatralischen Pose und das mißvergünstigte Rhinoceros blickt mit wehmütigen Augen und gefesselter Schnauze in die Welt. Auf der Tafel in der Mitte steht: „Man bittet dem Löwen nicht auf den Schweif zu treten.“ Der Meister auf dem Gebiet der Tierkarikatur, der mit seinen Enten, Fröschen, Elefanten, Häringen, Hunden und Hühnern ungeahnte Humoreffekte auslöst, hat alles geschildert, was da krecht und flucht. Seine Leutnants und Parvenüs, seine Bauern, Pfaffen, Studenten, Geschäftsreisenden, Eigerln, Kaffeeschwester und Pennbrüder erheitern den Beschauer mit bezwingender Kraft. Von zwerchfellererschütternder Wirkung ist der groteske „Konzertbildhauer“, dessen Zuschauer sich in Todesangst vor den umherliegenden Steinsplittern hinter den Stuhllehnen verkriechen. Und dieser Mann, der die Kachmuskeln der ganzen Welt in Bewegung gesetzt hat, ist eine zurückgezogene, beschauliche Natur, ein Menschenkenner, der einsam seine Wege geht und nur immer schaut. Wer sein Bildnis von Franz von Lenbachs Meisterhand mit den großen, klaren und tiefen Augen sieht, kann einen Blick in die Seele dieses Künstlers tun, dessen schalkhafte Uebertreibungen stets von menschlicher Güte erfüllt sind. Er ist glänzend in der Komposition und in vielen seiner Zeichnungen stecken Ansätze zu Bildern, die verdienten farbig und größer gemalt zu werden. Daß er aber nicht nur mit der Feder zeichnen kann, hat er damit bewiesen, daß er in den letzten fünfzehn Jahren wieder als Maler auf dem Plane ist. Der Erfolg dieser zweiten Malperiode war so groß, daß man des Künstlers Bilder heute in vielen Museen findet. Das Gemälde „Humor und Schwerfälligkeit“ hängt im Kaiser-Friedrich-Museum zu Magdeburg, die „Siesta“ in der Galerie zu Dresden, das Bild „Auf der Himmelswiese“ in der Berliner Nationalgalerie. Die Münchener Pinakothek besitzt das Werk „Resignation“ und der Verein für historische Kunst in Berlin erwarb „Noahs“ Weinschenke. In den Ausstellungen der Berliner Sezession ist Oberländer seit Jahren mit Bildern von zarter, elegischer Stimmung vertreten, die besonders im Landschaftlichen ein schlichtes Naturgefühl verraten. Die Stadt Berlin kaufte im vorigen Jahre das Bild „Am Bach“. Originalzeichnungen des Künstlers haben die Graphische Sammlung in München und die Berliner Nationalgalerie erworben.

Unter den größeren Folgen des Künstlers haben die primitiven „Randzeichnungen des Meinen Moritz“ viel Heiterkeit ausgelöst. Seine Technik in diesen lustigen Ein-

fällen erinnert an die Treffsicherheit uralter Zeichnungen von Höhlenbewohnern der Steinzeit. Als liebenswürdiger Satiriker ist Oberländer in dem Zyklus „Alt-Athen und Ysar-Athen“ aufgetreten und geradezu geniale Malerparodien gab er in dem Zyklus der „Kuß“, in dem er die Manier von Menzel, Genelli, Cadema, Rethel, Courbet und anderen sehr glücklich parodiert. Im ersten flüchtigen Moment der Betrachtung wirkt die Rethelparodie wie eine Originalarbeit dieses Meisters.



Verse.

Was für ein Klang in diesen Tagen
Dat übermächtig angeschlagen?
Der Völker Herzen sind die Saiten,
Durch die leht Gottes Hauche gleiten!

Eichendorff.

Soll's denn ewig von Gewittern
Am unwölkten Himmel braun?
Soll denn stets der Boden zittern,
Drauf wir unsre Dütten bau'n?
Oder wollt ihr mit den Waffen
Endlich Rat und Frieden schaffen?
Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
Klarer Geist und scharfer Sieb,
Bügeln dann aus starker Mitte
Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
Und es mag am deutschen Wesen
Einmal noch die Welt genesen.

Emanuel Geibel.

Deutschland allhier!
Gott hält uns seinen Schild
Doch mit dem Adlerbild
Ueber das Reich.
Deutsche Schwerter, die flammen,
Leuchten herrlich zusammen,
Alle zugleich!

Julius Rosen.

Daß dich Gott in Gnaden hüte,
Herzblatt du der Weltenblüte,
Völkerwebre,
Stern der Ehre,
Daß du strahlst von Meer zu Meere,
Und dein Wort sei fern und nah
Und dein Schwert, Germania!

Moritz Graf von Strachwitz.

Deutschland wird den Thron besteigen
Seiner Welt, die ihm vermach't:
Bis dahin — in Sturm und Schweigen
Auf den Thürmen haltet Wacht!

Julius Große.

Solang' noch unsre Bange brennt
Beim holden Grube schöner Frauen,
Solang' man Arbeit heilig nennt
Und Treue gilt in deutschen Gauen,
Solang' vom Wasgau bis zum Belt
Wir trenn zu Gott und Kaiser halten,
Solang' wird keine Macht der Welt
Der deutschen Marken Grundwerk spalten.

Prinz Emil zu Schönau-Carolath.

O Vaterland! Mein Vaterland!
Du heil'ges, das mir Gott gegeben!
Sei alles eitel, alles Tand,
Mein Name nichts und nichts mein Leben —
Du wirst Jahrtausende durchblühn
In deutschen Treuen, deutschen Ehren:
Wir Kurze müssen hinnen ziehn,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Ernst Moritz Krudt.

Sein Rat.

Erzählung von Edela Rüst.

"Also Brandenstein, was würden Sie in der heißen Angelegenheit tun?"

"Gar nichts!"

"Aber wenn ich Sie frage, nachdem ich Ihnen den Fall . . ."

"Sie hätten mir besser den 'Fall' nicht erzählt, und — jedenfalls gebe ich keine Ratschläge — — nie mehr in meinem Leben. Zigarette gefällig?"

"Also dann nicht! Mor'n!"

"Bleiben Sie, Wartenberg!"

"Was soll's? Ihre stupide Art, sich auszuschweigen, habe ich nachgerade satt! Ehe Sie drüben waren . . ."

"Ich hatte eben drüben ein Erlebnis . . . Das versteht Ihr hier alle nicht! Aber — ich will mein Schweigen brechen — um diese Zeit hört uns hier niemand."

"Also . . .?"

"Als ich mich vor sechs Jahren nach Australien aufmachte, um auf meine Art Länder und Leute auf dem Erdball zu studieren, lernte ich in Perth eine bildschöne blonde Französin kennen, die mit ihrem Vater die Welt durchsuchte, um etwas ganz Außergewöhnliches von Mann zu ergattern: einen indischen Rajah, einen Maurensfürsten, einen Multimillionär, kurz, etwas ganz Ausgefallenes, was ihren kapriziösen Sinn und ihr frohes Herz dauernd zu fesseln vermöchte. Die Männer von Frankreich hatten dazu nicht ausgereicht! Ich schloß mich den Herrschaften an. Wir reisten ein Jahr lang zusammen, photographierten, was uns unter die Finger kam, und trieben Völker- und Antiquitäten-Kunde — — ganz tiefenst natürlich."

"Als das Jahr abgelaufen war, fand Jeannette, daß ich als Mann und Charakter etwas ganz 'Ausgefallenes' wäre, und heiratete mich, obgleich ich weder Rajah noch Maure noch Multimillionär, sondern nur maßlos verliebt war."

"Wir reisten nun ohne Papa, der sich auf sein Pariser Palais zurückzog und Gott dankte, daß er endlich zur Ruhe kam."

"Es war ein schöner, kurzer Glückstraum! Jeannette fand bald heraus, daß ich im Grunde, bei intimer Bekanntschaft, doch nur ein mehr normaler Europäer sei, und fing an, 'ausgefallene' Studien in der Männerwelt zu machen. Auch sie hatte mich stark enttäuscht. Aber immerhin — wir kamen gut miteinander aus, da wir beide keine Philister und jeder wirklichen Engherzigkeit fremd waren."

"Jeannette hatte in Madrid eine ihr sehr liebe verheiratete Cousine, so kam es, daß wir auf ein Jahr dorthin gingen. Sie wollte spanische Männer-Typen aller Stände sammeln, um ein großes illustriertes Werk in die Welt zu schicken. Der Kodak war von früh bis spät in Bewegung, und mir war's recht. Der neue Vetter hatte mich in seinen Klub eingeführt und da brachte ich meine Tage hin, las, plauderte und — studierte meinerseits den spanischen Charakter, wenn Sie wollen."

"Da war nun einer, der bald mein ganzes Interesse in Anspruch nahm. 'Häßlich wie Lucifer', sagte meine Frau, als ich ihr Mateo de Minorca zum erstenmal mit nach Hause brachte. Aber elegant war er bis in die Fußspitzen, und ein Feuergeist, und das, was man unter Männern einen interessanten Kerl nennt! Er kannte alles, hatte alles gelesen, war durch die halbe Welt gewandert, und hatte bei allem Eigenes mitzugeben, wenn er über etwas sprach."

"Seine Frau war mir weniger sympathisch, doch Jeannette freundete sich sehr mit Nina an. Und so gerieten wir in regen Verkehr miteinander."

"Eines Tages nun saß Minorca mir im Klub so gegenüber, wie jetzt Sie, lieber Wartenberg. Elegant wie immer, eine köstliche gelbe Cattleya im Knopfloch, rauchend wie ein Schlot."

"Wir sprachen über den Stierkampf, der mich in innerster Seele ansetzte. Da brach er ganz unvermittelt ab und sagte: 'Lieber Brandenstein, ich möchte mal Ihr Urteil in einer Sache hören, die mich lebhaft beschäftigt — —'"

"Bitte" — sagte ich etwas erstaunt.

"Ich habe einen Freund" — begann er, und bohrte seine Blicke in die Wand hinter mir, so daß mir seine seltsam perlmutterschillernden Augen voll entgegenleuchteten. "Dieser Freund hat eine Frau, die ihn unausgesetzt betrügt!"

"Und der Mann?" — fragte ich lachend — "liebt er die Frau?"

"Durch alle Höllenstrafen ist er gegangen um dieser Liebe willen!"

"Liebt er sie noch?"

"Das weiß er heute vielleicht selbst nicht mehr!"

"Und betrügt sie natürlich ebenso?"

"Niemals!" — schrie Minorca wild. — "Der Kerl ist ein Bourgeois, er macht sich aus den ganzen Weibern nichts! All seine Gedanken sind nur ausschließlich bei dem treulosen Weib: was treibt sie jetzt? In welchem Winkel Madrids verläßt sie dich jetzt mit einem Anbeter!"

"Hm" — machte ich lächelnd — "ist's so schlimm?"

"Ja so schlimm! Und nie zu fassen — das ist das aller-schlimmste!"

"Immerhin" — sagte ich ernster — "der Mann kann mein Mitleid kaum erwecken. Mit solch einer Frau macht man doch ein Ende! Raus mit ihr!"

"Raus mit ihr! Ja, nicht wahr . . . raus mit ihr! Ein Ende so oder so! Nun, vor einer Stunde war der Mann bei mir. Er hat heute ein Briefchen unter dem Salontisch gefunden."

"Um Sieben hält mein Auto am Botanischen Garten Alfonso Pic . . ."

Piccardo, der berühmteste und berühmteste Torero Spaniens, um den die Weiber von Madrid zurzeit den Verstand verlieren. Er soll Millionen besitzen, und wirft sie mit vollen Händen unter das Volk, d. h. unter das Weibervolk. — Mein Freund hielt mir das Briefchen vor die Augen und fragte: 'Was würdest du nun tun!?'"

"Und was rieten Sie ihm, Minorca?"

"Ich riet ihm: gehe hin und schieße sie alle beide nieder! Piccardo ist ein Uebel wie die Pest!"

"Ich drehte mir langsam eine neue Zigarette und sagte zögernd: 'Ihn? Warum? Ich bin überzeugt, die Senora hat sich an den schönen Teufel herangedrängt — wie wäre er sonst zu ihr gekommen? Piccardo, der sich vor den interessantesten Abenteuern nicht zu lassen weiß!'"

"Minorca nahm die köstliche Orchidee aus dem Knopfloch und zerpflückte sie mit den Fingern — — langsam, grausam, feinern wie ein Henker."

"Das war mir neu an dem Manne. Ich sah stumm auf die perstümmelten gelben Blütenblätter auf dem Teppich."

"Ja", sagte er, ohne mich anzusehen — "Sie haben recht — — sie hat sich an ihn herangedrängt. Wie hätte er sonst von ihr gewußt? Sie allein ist wieder die Schuldige — — sie allein muß sterben . . .!"

"Minorca hatte das letzte Blättchen zerpflückt — er erhob sich und streckte mir die Hand hin: 'Ich danke Ihnen, Ihr Rat ist besser als der meine. Auf Wiedersehen!'"

"Wo wollen Sie hin, Minorca?"

"Er wandte sich mit erstaunten Augen mir zu: 'Wohin? — Ich muß eilen, daß ich den Freund noch antreffe. Sie allein soll er töten — — sie allein — — sie ist die allein Schuldige!'"

"Er war an der Tür, ehe ich auf den Beinen stand."

"Minorca . . .!"

"Ich faßte mir an den Kopf. Mir war, als führe ich aus schwerem Traum auf. Ein Freund?! Abah, Minorca wollte sein Weib töten! — — sie trieb Minorca zum Verbrechen!"

"Ich verlor ganz die Besinnung. . . Ich fühlte nur, ich wollte etwas tun, diesen armen Kerl vor der Bluttat zu bewahren. Ich nahm ein Auto und fauste nach Hause — es war der halbe Weg zu Minorcas. Meine Frau sollte schnell hin, Frau Minorca warnen, sie nicht ausgehen lassen. Ich selbst wollte zum Botanischen Garten, den Wagen Alfonso abfangen — — Kurz, es mußte verhindert werden . . . es mußte sich eine andere unblutige Lösung finden lassen!"

Meine Frau war nicht zu Hause. Vielleicht war sie zufällig eben bei Frau Minorca. Jetzt erinnerte ich mich des Fernsprechers: „Sennora zu Hause?“ fragte ich atemlos. Sie erkennt mich sofort an der Stimme und lacht in den Apparat hinein: „Ach sieh da — Herr von Brandenstein!“

Mir stand vor freudiger Erregung fast das Herz still. „Ist meine Frau bei Ihnen?“
„Nein! Gleich nach Tisch war sie eine halbe Stunde hier.“

„Wo kann sie denn sein?“
„Bei Carnos — — — sie wollten wohl zum Velodrom — — da Sie doch immer nicht mitzubekommen sind!“

„Und Sie . . .?“
„Ich habe Kopfweh, und wollte auch nicht ohne meinen Mann mit, Sie wissen ja, wie eifersüchtig er ist.“

Eigentlich wußte ich das nicht, und dachte auch nicht darüber nach. „Warum lachen Sie denn so?“ fragte ich ganz vergnügt.

„Ach, die Durra ist bei mir und redet so amüsantes Zeug — ich wünschte, Sie könnten dabei sein!“

Helles zweistimmiges Gelächter wirbelte durch den Apparat. . . Ich machte Schluß, um die Damen nicht länger zu stören.

Ich hatte meine volle Ruhe zurückgewonnen. Es handelt sich also wahrhaftig um einen Freund! Minorcas Frau saß zu Hause, hatte Kopfweh, lachte mit der molligen Durra und wartete auf ihren Mann zum Abendessen. Sie sollte und konnte nicht getötet werden und was irgend ein Freund Minorcas mit seinem treulosen Ehegesponnst anstellte, das war mir nach dieser furchtbaren Aufregung von gar keiner Bedeutung. Ich trank etwas Wein zur Stärkung, und nichts in meinem bequemen Sessel ein — zwei Stunden mochten darüber vergangen sein. Da reißt jemand die Tür auf und zugleich mich aus dem Sessel.

Minorca steht vor mir — ohne Hut — — — seine ganze Eleganz scheint mir ein klein wenig gelockert. Er ist fahlgrün im Gesicht — sein Blick hat wieder das bohrende, als hingen die Augäpfel bewegungslos in festen Klammern.

„Sie ist tot!“ sagte er leise.
„Wer?“ — „Nina!“
„Welche Nina?“ — „Meine Frau! Sie haben doch nicht etwa an den Freund geglaubt, Brandenstein?“

„Wo haben Sie sie getötet?“
„Auf dem Paseo del Prado — ich schoß in das offene Wagenfenster hinein, als das Auto vor Piccardos Haus hielt. — Er war schon ausgestiegen, und wollte eben seiner tiefverschleierte Dame heraushelfen — da traf meine Kugel sie mitten ins Herz — — — ich habe noch immer Scheiße geschossen!“

„Und man ließ sie entkommen?“
„Ja, der Verwirrung, im Dunkel — — — es war großer Verkehr . . .! Mein Auto wartet unten — — — nur einen Augenblick Ruhe . . . einen Tropfen Wein — dann fahre ich zur Polizei, mich selbst zu stellen“ . . . Er stürzte ein Glas Wein herunter, warf sich in das Sofa und schloß die Augen.

Eine Weile stand ich vor ihm und starrte ihn an: War Minorca wahnsinnig?!

Dann plötzlich riß ich den Hörer vom Apparat und — sprach sofort wieder mit Frau Nina, die immer noch Kopfweh hatte, mit der hübschen Durra lachte und auf ihren Mann wartete . . .

„Hängen Sie den Hörer noch nicht an — — — warten Sie ein Weilchen“ bat ich.

Minorca schloß ganz fest, ich mußte ihn aufrütteln.

„Eben habe ich mit Ihrer Frau gesprochen — — kommen Sie, sie ist zu Hause und erwartet Sie.“ Er verstand mich nicht. Ich ging zum Telephon zurück und sprach weiter mit Nina. Gleich war er neben mir und riß mir den Hörer aus der Hand.

„Nina . . .!“ schrie er auf, und taumelte in meine Arme.

„Es ist Nina — — — sie lebt — — — es ist ihre Stimme — — — ihr Lachen — — — sie lebt — — sie

lebt! Wen — — wen — — ja Brandenstein, um des Himmels willen, wen — — w—e—n habe ich denn ins Herz geschossen . . .?“ — — —

Brandenstein machte eine lange Pause und sah ins Leere, hingerissen von den Schrecknissen der Erinnerung.

Wartenberg hielt es nicht länger: „Ja, zum Teufel — — wen hatte der unselige Minorca denn erschossen?“

„Ach so — — ja — — Minorca hatte Jeannette, meine schöne Frau Jeannette mitten durchs Herz geschossen, die das Briefchen im Minorcaschen Salon verloren hatte. Die lustige kleine Durra und Nina Minorca waren gut orientiert — daher die Heiterkeit der beiden Damen am Telephon.“

„Und Minorca?“
„Hat sich dann auch eine Kugel mitten durchs Herz gejagt — der arme Kerl!“

„Gräßlich!“ sagte Wartenberg und schüttelte sich.
„Ja — gräßlich! Sie begreifen nun, daß ich nie und zu nichts mehr „rate“. Bitte, keine Kondolenzbezeugungen, lieber Wartenberg — — Adieu für heute — ich werde frohlaunig erwartet.“



Die Hühner von S . . .

Erlebnis eines Feldgrauen.

Jetzt ist das ehemals reizende französische Dorf S . . . längst ein Trümmerhaufen, wie alle Ortschaften, die unmittelbar an der Gefechtsfront liegen. Aber damals, im Oktober, als das tapfere Bataillon des . . . ten Regiments dort lag, da war es noch fast unbeschädigt. In den Gärten und an den Fensterbänken blühten noch leuchtende Blumen, und reife Äpfel und Birnen saßen dick auf den herbstlichen Bäumen, so daß der Herr Bataillonsarzt sich ganze Kisten mit stopfenden Arzneimitteln kommen lassen mußte.

Jeweils nach dem Frühstück, Mittag- und Abendessen schossen die Franzosen einige Schrapnells herüber, die man irgendwo über den Dächern krepieren sah. Die kleinen weißen Wolkenballen hoben sich allerliebste von dem tiefblauen Herbsthimmel ab. Der Schaden, den sie anrichteten, ging nicht über ein paar alte Dachziegel hinaus. Die Schützengräben bestanden aus den Hohlwegen, die ganz passend am Ortsrand entlangliefen. Da hatten sich die Leute warme Löcher gegraben und mit allem möglichen Hausinventar weich ausgepolstert. Tagsüber konnten sie in den vom Feinde nicht eingesehenen Hohlwegen spazieren gehen. Wenn ein Flieger kam, kroch jeder in sein Schlupfloch. Mittags marschierten von jedem Zug ein paar Mann mit Kochesseln ins Dorf zu den Feldküchen, die im Garten eines schloßähnlichen Gebäudes dampften; dort wurden tagtäglich etliche fette Dorfschweine, zarte Kälber und mächtige Ochsen geschlachtet. Von diesen angenehmen Haustieren gab es damals noch eine ziemliche Anzahl. Nicht so war es aber mit den Hühnern. Dieses lebenswerte Geschlecht war durch Extraeinlagen im Speiseprogramm der Soldaten so ziemlich ausgestorben. Nur ihrer zehn lebten noch friedlich, beaufsichtigt von einem redlichen Hahn, im Hofe des Bataillonsstabsgebäudes.

Der Bataillonsstab hatte in der weisen Erkenntnis, daß Hühner auch Eier legen und dessenungeachtet am Ende doch noch als guter Braten verwendet werden können, diesen Tieren das Leben gelassen. Sie wurden sogar sehr gut gefüttert und erkannten das auch an, indem sie täglich acht bis zehn Eier von sich gaben. Diese Eier bildeten den Stolz des Bataillonsstabes und spielten in der jeweiligen Speisefarte bei Einladungen eine große Rolle. Man sah des öfteren erstaunte Gesichter von Artillerieoffizieren, wenn sie es plötzlich mit einem Gericht Spiegeleiern zu tun bekamen. Da begann der Herr Major jedesmal behaglich zu schnunzeln und betrachtete am nächsten Tag von seinem Zimmer aus mit so größerem Stolz seine Hühner, die geschäftig im Hofe herumspazierten.

Ich muß noch bemerken, daß sich im Erdgeschoß des Bataillonsstabsgebäudes ein äußerst nett eingerichtetes

Zimmerchen befand, das dem Unteroffizier, der die Fahnenwache hatte, als Wohnung diente. Eines Tages nun wurde dieses Amt dem Unteroffizier der Reserve Fritz S. . . übertragen, der, in seinem bürgerlichen Beruf Kunstmaler, sich durch seine vielen lebhaften Kriegsskizzen verdient gemacht hat. Der freute sich natürlich über das Zimmer; besonders aber sagten ihm das saubere Bett und der bequeme Lehnstuhl zu.

Als er einige Stunden nach seinem Einzug mit seiner grünen Zippelmütze im Lehnstuhl saß, eine dicke Zigarre rauchte und sich die warme Nachmittagssonne auf den Bauch scheinen ließ, trat sein treu ergebener Putzer G. mit einem Teller, auf dem etwas Braunes, Dampfendes lag, ins Zimmer. Fritz K. . . rückte seine große, runde Brille zurecht und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Was bringst denn da?“

„An brodna Godel, Herr Unteroffizier.“

Fritz S. erhob sich freudig erregt, was selten vorkam.

„Ja, wo hast denn den her?“

„Da draußen is a rumglossn.“

„So . . . o! Geh, schau sei nach, ob net noch mehr rumlaufen. Da, nimm dir glei a Hagerl und a Flügerl mit.“

Dann machte sich der Herr Unteroffizier frohgemut an die Arbeit.

Am übernächsten Morgen kam die Ordonnanz, die mit dem Amt des Eiersammelns betraut war, mit der sonderbaren Meldung zum Herrn Bataillonsadjutanten, daß die Hühner diese Nacht keine Eier gelegt hätten. Der Herr Leutnant blickte den Mann durchdringend an und befahl ihm, noch einmal nachzusehen. Er kam mit der gleichen Nachricht wieder.

Als der Herr Major die betrübliche Mitteilung hörte, ließ er einen Einjährigen kommen, der Diplom-Landwirt war. Den fragte er, ob es möglich sei, daß zehn Hühner, die bis jetzt regelmäßig acht bis zehn Eier gelegt hätten, auf einmal keine Eier mehr legten. Der Diplom-Landwirt sagte: Das sei nicht möglich. Jetzt sei im Gegenteil die beste Legzeit und nach ungefähr einem Monat würde das Legen langsam abnehmen. Hier müsse ein anderer Grund vorliegen.

Am nächsten Tag waren wieder keine Eier da. Der ganze Bataillonsstab war erstaunt und entrüstet. Der Herr Major hatte schon den schrecklichen Entschluß gefaßt, ein Huhn nach dem andern abstechen zu lassen, als plötzlich der Herr Leutnant ins Zimmer stürzte und ihm und den versammelten Kompagnieführern die erschütternde Meldung brachte, daß der Hahn nicht mehr da sei und daß deshalb auch die Hühner keine Eier mehr legten. Daraufhin ertönte ein allgemein erlösendes „Ah!“ Nur einer der Herren erlaubte sich die Bemerkung, daß er glaube, gehört zu haben, daß die Hühner auch ohne Hahn Eier legen könnten, worauf über diesen vermeintlichen Witz ein recht herzlichliches Lachen ausbrach.

In den nächsten Tagen, die sich sämtliche durch Eierlosigkeit auszeichneten, ließ der Herr Major durch einen verlässigen Mann aus einem weiter rückwärts gelegenen Ort einen Hahn besorgen. Zur selben Zeit, als der Hahn glücklich eintraf, wurde der Unteroffizier d. R. Fritz S. . . von seiner Fahnenwache abgelöst. Er hatte sich bis dahin höchlichst gewundert, woher sein treuer, schlauer Putzer nur immer die vielen frischen Eier brachte.

Der Herr aber, der die Bemerkung damals gemacht hatte, schämte sich wirklich. Denn kaum war der Hahn da, ging das Eierlegen wieder los.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Das Körblein Eier.

An die Tür der Lazarettküche pocht eine derbe Faust. Da niemand auf die Aufforderung hereintritt, geht eine der anwesenden freiwilligen Helferinnen bergu, um zu öffnen. Eine derbe Gestalt vom Bande mit hohen Stiefeln und einem kleinen

Körbchen tritt zögernd herein. Unbeholfen stellt er das Körbchen auf den grohen Kuchentisch und will sich mit einem kurzen Gruße entfernen. Das Fräulein aber tritt zu ihm und ersucht ihn, um den Namen des Spenders. „Den Namen hat sie gesagt, soll ich nicht angeben; es sei nicht der Mühe wert wegen dieser zwei Duzend Eier. Es ist meine Nachbarin; die hat selber zehn Kinder, und drei Buben stehen seit Anfang im Felde. Die Eier hat sie in ihrem Haushalt erspart; in der Kriegszeit gehe es auch ohne Ei. Sie hat gemeint, ihren Buben in's Ausland könne sie doch keine schicken; so mög's den anderen armen Kerlen zu gute kommen, die verwundet oder elend im Lazarett liegen. Da braucht's weiter kein Aufhebens, hat sie gesagt, meine Nachbarin. Weil ich gerade mit dem Fuhrwerk in die Stadt kam, hab ich's mitgenommen. So b'hüt Gott!“ Und davon stapft er mit schweren Stiefeln.

Wenn er nur wieder heimkommt.

Im Umkreise der Stadt, auf freiem Feldwege müht sich ein Weib mit einem Schubkarren ab. Er ist schwer mit Klaubholz belastet und obendrauf ruht ein Abschnitt eines kräftigen Baumstammes. Das Weib ist am Ende ihrer Kraft und hält erschöpft inne. Da kommt ein Arbeiter daher, der der nahegelegenen Fabrik zustrebt. „Hast du schwer geladen,“ sagt er autmütig, „laß dir helfen!“ Und mit kräftigen Armen hebt er das ächzende Fuhrwerk in Bewegung. „Hast einen schweren Bloß darübergelegt!“ meint er, „daß der deine Kalesche nicht aufammendrückt!“ Das Weib trocknet sich im Vortreten den Schweiß von der Stirn und beginnt: „Was will man tun, wenn der Mann im Felde ist? Ich habe fünf noch kleine Kinder; diese gebe ich vormittags in die Kinderschule und zu einer autmütigen Nachbarin. Für den Winter braucht man Holz. Es ist teuer. Ich kann das Geld ersparen, wenn ich es mir selber sammle. Mit der zurückgelegten Summe schide ich meinem Mann jede Woche ein Päckchen mit Lebensmitteln in's Feld. Das freut jedesmal mich und ihn. Heute bekam ich von einem freigebigen Bauersmann diesen Bloß in seinem Walde geschenkt. Sollte ich mich nicht mühen, ihn mit nach Hause zu nehmen? Da gibt's ein warmes Stübchen, eine Suppe für die Kleinen. In dieser Zeit muß man für alles dankbar sein und wo man kann, muß man seine Kreuzer aufkummen lassen. Kommt er dann glücklich wieder heim, so ist alle Müß' und Plag' vergessen.“

Die Mutter des Seemanns.

Zwei Jahre lang hat er die schaukelnden Planken des Schiffes unter seinen Füßen gehabt; jetzt hat ihn die Mutter, die Witwe ist, nach Hause gebeten, um einen männlichen Helfer bei den Entearbeiten zu haben. Ihrer Bitte wurde stattgegeben, er hat den Urlaub in der Tasche. Tag und Nacht fährt er durch unbekannte Gegenden mit Mooren, Wäldern, Seiden. Dann kamen braune Acker, grüne Wiesen, lieblich umflossene Seen, welliges Hügelgelände, ein friedliches Fläskchen, das sich durch ein Waldtal schlängelt. Da stand seine Wiege, da erwartet ihn im kleinen, obstbaumversteckten Hüttchen die betagte Mutter. Wie seltsam kommt's ihm doch vor, als er den Boden der Heimat, der heiligen Heimat betritt, als er das Gärtnchen sieht mit dem altgewohnten vragenden häuerlichen Blumen, das kleine Häskchen mit dem gackernden Hühnervolk, das niedrige Hüttchen mit dem moosüberwonneenen Dach, den hölzernen Brunnen, der ihm früher so groß wie ein Riese erschienen und den er jetzt fast um eine Hauptlänge überragt! Ja, ist es denn schon so lange her, daß er ein Junge war und er sich hier in diesen lieben Winkeln herumtrieb? Er kann es kaum glauben. Da liegt der getreue alte Spielgenos, der geruchsame Kater Baunter vor der Schwelle auf den roten Fliesen und sonnt sich in aller Behaglichkeit, nichtsweisend von Krieg und Waffenlärm. Und im kleinen Stalle brüllt begehrtlich eine der drei milchspendenden getreuen Rutscholke. Vom niedrigen, zwischen grünen Baumkronen spärlich emporragenden Kirchturme tönt zitternd verschlafen der altgewohnte Glockenschlag. Sonst hätte man glauben mögen, die Zeit wäre innerhalb zweier Jahre gänzlich still gestanden und der Ruf zu den Waffen hätte nicht durch die deutschen Täler geklungen. Und doch, in diesen zwei Jahren, was hatte er da gesehen, erlebt, wie war er da ein anderer geworden! Da hatte er gefunden, wie groß und weit die Welt ist, wie man überall leben kann und wie verschiedenartig die Menschen sind, die unter unseres Herrgotts Sonne wandeln. Er dachte sich auch, wie leicht sie drinnen in den Tropen ihren Lebensunterhalt gewinnen und wie sich hier der Landmann plagen muß, um von der dürftigen Scholle das tägliche Brot spärlich zu erringen. Und drinnen fand er die Mutter, fast so wie damals, als er sie verlassen, so zufrieden lächelnd, so arbeitsgewohnt, so genügsam bei dem Wenigen, so ergeben und Gott vertrauend. Es war die alte, schlichte Frau von damals. Oder war es doch mehr als das? Jetzt bei dem Willkommen, bei dem Wiedersehen mit ihr schüttete

er, daß hier etwas war, was er sonst auf der ganzen Welt nicht gefunden hatte, diese warme, aufrichtige Herzensfreude über seine Wiederkehr, dieses innere Erkennen, dieses Mitfühlen, diese Liebe, diese Treue, wie es nur der Seele einer Mutter entströmen kann. Er hatte es draußen in der Welt ganz verlernt, daß sich noch eine Seele um ihn kümmert, um ihn sorgt, um ihn bangt, um ihn weint, und jetzt, als er in die feuchten Augen der Mutter schaute, da kam es ihm mit einem Male zum überwältigenden Bewußtsein. Er, der dem wütenden Brausen des Meeres, dem Donner der Geschütze unbewegt in den gefährlichsten Tagen getroßt hatte, er stand jetzt mit hochrotem Antlitz und keines Wortes fähig und gerührt in der tiefsten Seele. Nie in seinem Leben hatte er es so gefühlt das mahnende und beglückende Wort: „Wenn du noch eine Mutter hast.“ Und in diesem freudigen Bewußtsein, in dieser seligen Erkenntnis ließ er sich in das helle, saubere Stübchen geleiten, wo die Mutter das Beste auf das kleine Tischchen trug, das sie hatte. Und wie lauschte sie auf seine Worte, als er von seinen Fahrten und Strapazen seines Dienstes zu erzählen anhub! So fühlt nur eine Mutter mit! Jeden Tag erhob er sich nun in aller Frühe mit dem ersten Sonnenstrahl. Er dengkelt die Gasse, so wie er es einst unter der strengen Leitung des verstorbenen Vaters gelernt hatte und er ließ sie zum ersten Male wieder in das volle Meer der Salme tauchen. Der Schweiß rann ihm nieder auf die heimliche Scholle. Stille für Stille lebte er sich wieder hinein in die ländliche Arbeit, in der er aufgewachsen war, bis ihn der Dienst fürs Vaterland an die fernern Gestade rief. Mit aller Kraft und Hingebung half er der Mutter, die Ernte zu bergen. Und als ihn am Morgen des letzten Tages die Mutter in stiller Behmut, aber mit dem altgewohnten friedlichen Lächeln entließ, wußte er, daß er eines wieder zurückgewonnen hatte: Die Mutter und die Heimat.

Soldatenfranzösisch.

Man erzählt der Täglichen Mundschau: Es war kurz nach dem Fall von Antwerpen. Das Landsturmbataillon St. W. erwartete täglich einen Zusammenstoß mit den abziehenden Engländern, und unsere braven Landstürmer glühten vor Vergier, sich mit diesem verhassten Gegner messen zu können. Mein Zug hat die Sicherung des Städtchens L., in dem die 1. Kompanie lag, übernommen. Ich selbst lag mit einem Teil des Zuges als Feldwache an der Straße nach Fr. in einer Gärtnerei. Im vorderen Zimmer des Wohnhauses, das gleichzeitig ein Estaminet war, lagen die Mannschaften, in dem dahinter liegenden kleinen Raum hatte ich mich selbst eingerichtet, und hieran stieß die Küche, die nur durch mein Zimmer zu erreichen war. Die Tür nach dem vorderen Zimmer stand auf, und ich konnte so meine Leute bequem überwachen und beobachten. Eines Abends sehe ich meinen braven Landsturmann W. mit einem Pfund Hackfleisch antommen, das er vorsichtig in zwei Teile teilte. Die erste Hälfte begann er gleich mit Pfeffer, Salz, Petersilie zu bearbeiten, während er die zweite Hälfte verpackte, um sie wohl zum nächsten Vormittag aufzuheben. Aber mein guter W. schien mit seinem Werk nicht ganz zufrieden, denn ich sah ihn plötzlich sich an die aus der Küche kommende Tochter des Hauses wenden und höre, wie er diese um eine Zwiebel bat. Achselzuckend erwidert die Schöne: „Je ne comprends pas, monsieur.“ (Ich verstehe nicht, Herr.) „Teufel, wie erkläre ich ihr denn dies?“ turrte W. und fragte sich hinter den Ohren. „Also geben Sie einmal acht, Fräuleinchen: sie sind so groß wie ein kleiner Rotapfel,“ und zeigt ihr die Größe mit der Hand: „erst zieht man die äußere Haut ab, leben Sie, so, Fräulein: dann schneidet man sie erst von oben nach unten in Scheiben, dann quer durch die Mitte, und wenn man fertig ist mit Schneiden, tränen die Augen,“ wobei er die Geste des Weinens machte. „Ah, j'ai compris,“ (Ah, ich habe verstanden), lachte darauf das Fräulein, ging nach der Küche und brachte meinem errenten W. eine Zwiebel. Am nächsten Morgen, als ich beim Frühstück saß, sah ich W. auch schon seine zweite Hälfte Hackfleisch zurechtmachen. Wieder fehlt ihm die Zwiebel, die er sich aber heute fürs mit den Worten erbat: „Fräuleinchen, darf ich Sie um eine „j'ai compris“ bitten?“

Aus dem Tagebuche eines Vermittlen.

Wie wir der „Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande“ entnehmen, veröffentlicht die „Maamse Stem“ die folgenden Tagebuchaufzeichnungen eines französischen Soldaten aus Nijssel:

... Hier, an dieser Stelle traf Freund Planke die tödliche Kugel. Behn Tage später liegt er noch an derselben Stelle... Ich bin ja selbst verwundet und krieche auf Händen und Füßen. Eben befähle ich den armen Freund und nehme ihm sein Tagebuch ab, das ich später seinen Eltern übermitteln werde, wenn ich am Leben bleibe. Davon bin ich nicht

überzeugt. Deshalb schreibe ich in das Büchlein: Louis van den Bergh, Reservist beim 127. Infanterieregiment in Valenciennes, wohnhaft Mirabeaustraat 7, Nijssel. Ich bin durch den Hals geschossen, habe drei Kugeln im linken Bein, das mich jetzt sehr schmerzt; mein rechter Fuß ist durch einen Granatsplitter getroffen; ich fühle ihn kaum mehr und er ist sehr dick geschwollen. Das Kriechen auf dem harten Boden fällt mir sehr schwer, denn ich bin schwach und ernähre mich seit vierzehn Tagen von Feldfrüchten und Zwiebeln aus den Kornstern gefallener Kameraden. In diesen vierzehn Tagen habe ich selbst auf großen Abstand keinen Krankenträger gesehen; wenn sie nicht bald kommen, finden sie mich tot neben meinem Freund Planke. Die Krankenträger mühten ihre Augen weiter aufzumachen... Wenn ich sterbe, dann lebe das Vaterland, weg mit den Deutschen!

... Ich denke an meine Mutter und meine Frau und suche in den Taschen meines Freundes Planke nach einem Messer, um meinen Stiefel vom Fuß zu schneiden, der mich schrecklich schmerzt. Der arme Kerl hat auch kein Messer. Täglich ziehe ich meine Uhr auf und mache einen Strich, wenn ein Tag vorbei ist. Meine rechte Hand erlahmt und ich kann kaum noch kriechen, um in den Kornstern nach Brot und in den Feldflaschen nach Flüssigkeiten zu suchen.

... Wenn Gott den Krieg in zwei bis drei Tagen zu Ende gehen läßt, dann werde ich ganz bestimmt noch gerettet... Ich kann nicht mehr kriechen. Hände und Füße gehorchen nicht mehr; sie schmerzen entsetzlich. Wo bleiben die Krankenträger? Ich lege mich neben Freund Planke hin... Bis morgen...“

*

Luftige Ecke.

„Hänschen“, sagte seine Mutter, „Großmutter ist sehr krank. Willst du nicht hineingehen und sie etwas aufheitern?“ — „Ja, Mama,“ antwortete Hänschen und ging ins Krankenzimmer. Aber nach kurzer Zeit kam er niedergeschlagen wieder heraus. „Es nützt nichts, Mama,“ sprach er, „sie scheint nur schlimmer zu werden.“ — „Was hast du ihr denn gesagt,“ fragte Mutter. — „Ich habe sie gefragt, ob sie mit Musik bedrögt werden wollte, wie die Soldaten.“

Ein in einem Vororte lebender Herr wurde von seiner sehr beschäftigten Frau gebeten, ihr eine zu einem Geschenk bestimmte Bluse aus der Stadt mitzubringen. Um diesem Wunsche nachzukommen, trat er in einen Laden. Eine Verkäuferin leate ihm verschiedene Blusen vor. „Hier sind einige sehr hübsche. Welche Farbe ziehen Sie vor?“ — „Das ist gleichgültig,“ antwortete der Herr. — „Ich glaube, diese würde ihr gefallen,“ verfezte die Verkäuferin. „Welche Größe wünschen Sie?“ — „Das ist gleichgültig,“ war die überraschende Antwort. — „Das ist gleichgültig?“ sagte die erstaunte Verkäuferin. „Ich sollte meinen, das würde doch einen gewaltigen Unterschied bedeuten.“ — „O nein, durchaus nicht,“ beharrte der weise Gatte. „Einerlei welche Farbe ich wähle und welche Größe ich mitbringe, ich würde doch morgen wiederkommen müssen und sie umtauschen.“

Ein Dienstmädchen kam mit Tränen im Auge zu ihrer Herrin und bat um einige Tage Urlaub nach Hause. Sie habe ein Telegramm mit der Mitteilung erhalten, daß ihre Mutter krank sei. „Gewiß können Sie reisen,“ sagte die Dame, nur bleiben Sie nicht länger als nötig, denn wir brauchen Sie hier.“ — Eine Woche verging, ohne daß die Maid ein Wort von sich hören ließ. Dann kam ein Brief folgenden Inhalts: „Liebe Frau! Ich werde nächste Woche zurückkommen und bitte halten sie mir die Stelle, denn meine Mutter stirbt so schnell als sie nur kann.“

„Sag mal, alter Junge, ich schulde dir doch keine hundert Mark?“ — „Nein.“ — „Ahn, ich möchte es aber gern.“

Die alte Tante, die hoch geachtete schwarze Köchin in einer Familie der Südstaaten, wurde häufig wegen ihrer kulinarischen Geschicklichkeit gelobt, und bei einer Gelegenheit, als eine Anzahl Gäste mit der Familie speiste, fielen allen besonders die hübsche Verzierung am Munde des Puddings auf. Da man sich nicht darüber einig werden konnte, wie die alte Dame sie zuzubereiten gebracht, wurde Sally ins Eßzimmer gerufen, und die Frage wurde ihr vorgelegt. Man kann sich die Gefühle der Gäste denken, als die Alte antwortete: „O, das ist leicht. Ich nehme mein künstliches Gebiß dazu.“

In einer Schule in Chicago weigerte sich ein Knabe naben zu lernen, da er es für unter der Würde eines Mannes von zehn Jahren hielt. „Aber,“ sagte der Lehrer, „George Washington hat in den Kriegen auch selbst seine Näherei besorgt, und glaubst du, daß du besser bist, als George Washington?“ — „Ich weiß nicht,“ war die ernstliche Entgegnung des Knaben, „das kann erst die Zeit lehren.“